Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 8 (1914)
Heft: 11-12

Artikel: Selig sind die Friedebringer
Autor: Ragaz, L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-133300

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Selig sind die Friedebringer.[1]

Selig sind die Friedebringer, denn
sie werden Söhne Gottes heißen.
Matth. 5, 9.

Krieg und Frieden — das ist der Angelpunkt, um den sich all unser Denken und Empfinden dreht und von dem wir nicht loskommen. Es ist eben nicht ein gewöhnlicher Krieg, der als eine besondere Erscheinung neben andern herginge und neben dem wir mit mehr oder weniger Ruhe unsere gewohnten Geschäfte weiter betreiben könnten, es ist der Krieg, der Krieg, der das Auflodern der alten Welt im Feuer, den Zusammenbruch unserer Zivilisation bedeutet, der Krieg, der unsere große, allgemeine, entscheidende Lebensfrage geworden ist. Und so ist es nicht ein Friede, wie ein anderer, um den unser Denken sich bewegt, sondern der Friede, der Friede, der unsere Welt retten muß, der Friede als dauernder Zustand, als die Zukunft der Menschheit. So ungeheuer furchtbar der Krieg geworden ist, so gewaltig flammt die Friedenshoffnung in den Herzen auf. Was Frieden heißt, das erfahren die Meisten von uns erst jetzt im Großen. Wie sehnen wir uns nach Frieden — schon jetzt! — wie sind wir des Krieges müde, schon jetzt! — ja, schon lange, auch wir, die wir ja nicht die Schrecken des Krieges im eigenen Lande, an unserem Hab und Gut oder, was ja unvergleichlich mehr ist, an unserem Fleisch und Blut erfahren haben. Welch ein Jubel entränge sich unserer Brust, wenn es eines Tages hieße: „Es ist Friede!" Was für eine Gnadenstimme Gottes, welch ein Lobgesang aller Engel wären uns die Glocken, die Frieden verkündeten! Es macht unsere Seele elend, Tag für Tag einmal oder mehrmals, die Zeitungen lesend, jene Welle von Haß und Lüge über uns hingehen zu lassen, die von den Kämpfenden erzeugt wird, um den Kampf der Waffen zu verstärken; unser Herz leidet tief unter der Zwietracht, die durch die Verschiedenheit der Stellung zu diesen Dingen unter Menschen erregt wird, die sich sonst nahe standen; und endlich die Berichte von den Schlachtfeldern her mit ihrem unsagbaren Grauen! Die Luft ist voll von wilder Wut und unheimlichem Schrecken — o welche Erlösung, wenn plötzlich hohe Friedenskunde diese dämonische Atmosphäre zerrisse! Aber fast noch mehr als das Furchtbare, was wir jeden Tag lesen und hören müssen, flößt uns etwas Anderes Grauen ein: daß wir nicht mehr genug Grauen empfinden ob dem Furchtbaren, daß wir allmählich stumpf werden, daß wir uns in das finden, als in etwas Selbstverständliches, was uns noch vor kurzem als unerhört und unmöglich erschienen wäre, daß wir den wilden Geistern des Krieges das Feld überlassen. Und noch mehr als diese macht uns eine andere Tatsache zu schaffen. Wir greifen nach diesen Schlachtberichten mit einem leidenschaftlichen Interesse. Wie?

[1]) Predigt, gehalten in der Kirche von Oberstraß in Zürich, 8. November 1914.

ist das nur das Interesse an etwas, das wir nun einmal kennen müssen, weil es wichtig ist, an das wir aber nur mit Widerwillen gehen? Lasset uns ehrlich sein: Haben wir nicht eine geheime Freude an diesen Schilderungen wilden Würgens und Tobens? Ziehen sie uns nicht um so mehr an, je furchtbarer sie sind? Mit einem Wort: Haben wir nicht doch auch Freude am Kriege, trotz allem? Vielen gegenüber ist das eine unnötige Frage: sie lieben den Krieg, halten ihn für etwas Großes und gestehen es zu; aber wir, die wir ihn mit Kopf und Herz verurteilen, tragen wir nicht etwas in uns, was ihm zustimmt, ihn in unserem Herzen Lieder singt? Wir müssen uns klar machen, daß das kriegerische Ideal noch eine ungeheure Macht über die Menschenherzen besitzt. Dürfen wir uns darüber wundern? Ist es doch ungezählte Jahrtausende nicht bloß ein Ideal neben andern, sondern recht eigentlich das Ideal der Menschen gewesen. Kriegstüchtig zu werden an Leib und Seele, war des Mannes oberstes Streben; den gewaltigen Krieger bewunderte nicht nur der Mann, sondern auch die Frau über alles, kriegerische Tapferkeit, und auch etwa List und Schlauheit, galt als Krone der Tugenden. Heldentum war Heldentum des Kriegers oder der Kriegerin; man kannte kein anderes. Auch später, als andere Ideale neben diesem vorher einzigen emporkamen, blieb dieses im Vordergrund stehen. Es ist uns allen in den empfänglichen Tagen der Jugend eingeprägt worden. Der Mittelpunkt der Geschichte, die man uns erzählte, bildeten Schlachten und Helden der Schlacht. So hat dieses kriegerische Ideal ein starkes Leben in uns. Es ist mit seinen Wurzeln allem Höchsten in uns verbunden und wird von ihm genährt. Und wir müssen sagen: die Macht und Herrschaft dieses Ideals über die Menschen ist eines der stärksten Bollwerke des Krieges. Wenn dieses Ideal nicht immer wieder die Herzen bezauberte, fände der Ruf zum Kriege widerwillige Herzen und taube Ohren, folgten den Kriegsbannern nur mattherzige Scharen, mit denen sich nicht Schlachten schlagen ließen. So aber antwortet dem Ruf zum Krieg ein Ruf aus der Tiefe der Herzen selbst, ein Echo ertönt ihm, zunächst vielleicht leise, dann laut und lauter, eine Freude steigt auf, eine Begeisterung, ein Rausch, ein Sturm. Alles Höchste und Beste, was in den Herzen lebt, quillt auf und ergießt sich in diesen Strom und es steht gewaltig und hinreißend über den Völkern die Herrlichkeit des Krieges. Ja, sicherlich ist es so: dieses kriegerische Ideal, das in den Herzen lebt, ist eine der stärksten Ursachen und eine der festesten Burgen des Krieges.

Werden wir diese Burg stürzen? Werden wir das kriegerische Ideal zerstören? Seien wir wieder ehrlich: ist es nicht groß und herrlich? Ist der Krieg nicht hohe Poesie des Daseins? Bringt er nicht das Größte zum Vorschein, was im Menschenwesen angelegt ist? Bleibt es nicht ewig wahr:

„Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh ist das Grab des Muts.

Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut."

Wie klein und staubig und philisterhaft ist das Leben der Menschen im Durchschnitt? Wo ist in diesem Kampf ums Brot oder das gesellschaftliche Vorwärtskommen, diesem Geldverdienen, diesem Sitzen im dumpfen Büro, diesem Stehen an der Maschine das Große, wonach das Menschenherz sich sehnt? Denn das ist ja wahr, es sehnt sich nach dem Großen, es weiß sich dazu berufen, trotz allem; es hat im Großen sein Leben, es sehnt sich nach Heldentum, es möchte sich hingeben an eine Sache, die seiner höchsten Liebe wert wäre, es möchte das Leben teuer verkaufen. Aber wie? Rings umgibt uns die ideallose Oede des Alltags, überall kleinliches Wesen, worin unsere Seele verschmachtet. Da ertönt der Ruf zum Kriege — und siehe, nun lauscht diese Sehnsucht der Seele auf. Da ist ja etwas Großes! Da ist Poesie. Da wird die Kraft aufgerufen. Da winkt Kampf, Wagnis, Abenteuer. Da legt der Kommis seine Feder weg und greift zum Gewehr; ist das nicht ein edler Tausch? Ist er nun nicht mehr Mann als vorher? Da zieht der Fabrikarbeiter seine Blouse aus und legt den Waffenrock an — ist das nicht eine Erhöhung? Dürfen wir uns wundern, wenn auch der sozialistische Arbeiter, der den Krieg aufs heftigste verurteilte, auf einmal von seinem Zauber ergriffen wird? Er wird aus sklavischer Oede und Dürftigkeit des Daseins auf einmal herausgerissen in ein großes, brausendes Leben, ins Leben, aus einem Zustand, der kein Leben war. Und der Bauernbursche aus dem weltverlorenen Bergdorf — auf einmal wird er Teilnehmer an großen Völker- und Weltgeschicken, und sein Vater daheim, sein ganzes Dorf, wird mit ihm aus der Enge ins Weite gezogen. Der junge Gelehrte oder Künstler aber, er vergißt das unruhige Suchen des Ich, das Hin- und Hertasten nach einem Lebensinhalt, er hat ein Ideal, hat den Anschluß an das Ganze gefunden. Ein Strom von Gemeinschaftsgefühl durchbraust die Völker. Die Menschenherzen werden des Großen fähig, daß sie über sich selbst staunen. Das Opfer, das ihnen sonst so furchtbar schwer wurde, nun wird es ihnen eine Lust. Wo sonst die Feigheit herrschte, erwacht der Heldenmut. Nun quillt alle Sehnsucht nach Heldentum, die ungestillte, auf und wird zur Tat. Auch der furchtbarste Feind, der Tod, vor dem wir sklavisch zitterten, er verliert seinen Schrecken. Hunderttausende ziehen in den Tod als zu einem Feste. Das feige Hangen am Leben ist überwunden. Die Menschen sind zu einem Leben durchgedrungen, das gerade im Sterben erfaßt wird. Es berührt sie im freudigen Schlachtentod die Ewigkeit. Eine Erlösung kommt im Kriege über die Menschen; das Göttliche quillt aus den Tiefen des Menschenwesens auf, daß uns Staunen ergreift. Wer will kommen und dieses Große wegnehmen? Machten wir die Welt damit nicht unendlich ärmer? Wer wagt es, das kriegerische Ideal zu stürzen?

Freilich kommen nun die Gegner des Krieges und zeigen die andere Seite der Sache. Sie weisen auf all die Zerstörung, all die Greuel hin, die der Krieg schafft, sie zeigen, daß all diese Herrlichkeit auf Blut und Grauen beruht, daß sie eine dämonische Herrlichkeit ist. Aber haben sie Recht? Sind ihre Gründe tief und stark oder sind sie schwächlich und oberflächlich? Sind es Gründe, die dem Großen im Menschen gerecht werden oder sind es bloß Gründe für den allzuklugen Verstand oder gar die Bequemlichkeit und Weichlichkeit? Sie weisen darauf hin, daß der Krieg die mühsam geschaffenen Güter der Kultur zerstört, Verwüstung, Armut und Elend schafft. Aber gibt es nicht etwas Höheres, als all diese sogenannten Kulturgüter: das Ringen der Menschen um Sieg, die Entfaltung von Kraft und Heldentum? Ja, ist nicht Tragik besser als Bequemlichkeit? Sie sagen freilich, daß im Krieg mehr als Geld und Gut und Kultur, daß darin das Heiligste geopfert werde, was es gebe: das Leben, das Leben so vieler jungen, wertvollen Menschen, das von Müttern mit Schmerzen geborene, mit Gebeten gesegnete, gegen so viel Feinde verteidigte. Aber die Verteidiger des Krieges antworten: „Ist das Leben der Güter Höchstes? Lehrt nicht der Krieg gewaltig, daß es etwas gibt, das mehr ist als das Leben, mehr als wir selbst?“ „Es sei,“ sagen die andern, „das Leben hinzugeben, ist etwas Großes, aber der Krieg verlangt, daß wir andern das Leben nehmen. Er veranlaßt uns zum Töten, zum Morden.“ Aber wieder kommt eine Antwort: „Der Krieg geht nicht aufs Morden, sondern aufs Siegen. Nicht will ich in erster Linie dem Gegner das Leben nehmen, wohl aber weiß ich, daß ich meines zu geben bereit sein muß.“ „Aber die furchtbaren Greuel des Krieges, der Haß, die Lüge, die Roheit?“ „Das sind traurige, aber unüberwindliche Begleiterscheinungen des Großen,“ tönt es zurück, „man kann nichts Großes haben, ohne dafür zu bezahlen. Schafft der Krieg nicht trotz allem eine herrliche sittliche Erhebung? Erzeugt er nicht in den Seelen tieferen Ernst und stärkere Spannkraft? Hat nicht der Sturm gerade dieses Krieges soviel kleines, törichtes, wüstes Wesen weggefegt? Hat nicht unser Geschlecht die Wahrheit jenes berühmten Wortes erlebt, daß die Welt unheilbar in Materialismus versinken müßte ohne den Krieg? Hat dieser Krieg nicht sogar eine religiöse Erhebung, eine Rückkehr zu Gott bewirkt?“

Was sagen wir dazu, liebe Freunde? Wir sagen: man muß die Größe und Herrlichkeit des kriegerischen Ideals verstehen und anerkennen. Wir wollen ihm alles geben, was ihm gebührt. Und wir sagen: wenn wir trotzdem das Friedensideal behaupten, so darf es kein kleinliches, weichliches sein. Wir wollen nicht den Frieden, weil wir die sogenannte Kultur über alles schätzen. Wir wollen nicht den Frieden, weil wir es gut und bequem haben möchten. Wir wollen nicht den Frieden, weil wir an Stelle des Großen und Heldenhaften im Leben das Kleine und Philisterhafte setzen möchten. Wir wollen überhaupt nicht Frieden um jeden Preis. Der Friede ist uns

nicht an sich das Höchste, sondern bloß eine Frucht des Höchsten. Wir wollen auch kein schwächliches Nachgeben und Vermitteln statt des entschlossenen Kampfes um die Wahrheit. Wir wollen kein süßes, weibisches, sondern ein herbes, männliches Christentum; wir wissen, was das Wort des Meisters bedeutet: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“

Und trotzdem, ja gerade darum sagen wir mit ihm: „Selig sind die Friedebringer, denn sie werden Söhne Gottes heißen.“

Liebe Zuhörer! Wir wollen uns zuerst von allem Trug zu befreien suchen. Der Krieg teilt mit andern Dingen, die keineswegs gut und groß, sondern durchaus böse sind, die Eigenschaft, daß er sich in ein verführerisches Gewand kleidet, sich mit dem Glanz des Ideals umgibt. So macht es ja auch der Mammonismus, der Alkohol, die sinnliche Leidenschaft jeder Art. Sie scheinen poetisch, heldenhaft, lebenserhöhend und sind doch wüst und zerstörend. Der Krieg ist von weitem herrlich, in der Nähe grauenvoll. Wir wollen uns nun die Tatsache klar machen, daß unter denen, die wirklich auf den Schlachtfeldern stehen oder gestanden sind, eigentlich nur eine Stimme herrscht: „Der Krieg ist grauenvoll, er ist gottlos.“ Die Edlen, Hochgesinnten unter ihnen sagen uns, daß sie, wenn ihr Leben aus dieser Hölle gerettet werde, für dieses nur noch ein Ziel hätten: Krieg zu führen gegen den Krieg, mitzuhelfen, daß ein solcher Krieg nie mehr möglich werde. Was will diese Tatsache sagen? Haben wir es hier nicht mit Zeugen zu tun, gegen die keine andern aufkommen können? Müssen die, so den Krieg selbst gesehen haben, nicht besser sagen können, was er ist, als die, so sich bloß in ihn hineinträumen? Und was ist es denn, was ihnen den Krieg so entsetzlich macht? Versuchen wir es uns deutlich zu machen. Nehmen wir an, daß wir selbst Kämpfer wären, daß wir nicht nur in der Phantasie, sondern in bitterem Ernst auf diese Menschen dort schießen müßten, Menschen wie wir, Menschen voll Lebenslust, Menschen mit Vätern und Müttern daheim, Menschen, die jeder ein Heiligtum sind, wie wir es sind und die andern rings um uns, die wir kennen — wäre es uns möglich, auf einen von ihnen zu zielen, mit der Absicht, ihn zu töten? In der Angst, der Wut, der Betäubung auf die Masse den Tod senden, die Masse, die gleichsam keine Seele hat, das könnten wir vielleicht — aber auf den Einzelnen? Und wenn wirs getan, wenn wir ihn liegen sähen, arm und blaß, könnten wir uns darüber freuen? Wäre nicht ein tiefer Schatten auf unser Leben gefallen? Und wenn wir gar anstürmen müßten, um ihm den Stahl ins Herz zu stoßen, diesem Einzelnen — könnten wirs? Und wenn wirs getan — im furchtbaren Taumel der Schlacht, in Not oder Rausch — käme uns das als begehrenswertes Heldentum vor und nicht vielmehr als Fluch und Jammer? Möchten wir nicht lieber die Waffe zu Boden werfen und in Stücke brechen und den Krieg für ewig verfluchen? Und denken wir uns, daß wir als Eltern oder Geschwister

auf das Schlachtfeld kämen und sähen unseren Sohn, unseren Bruder liegen, sein geliebtes Bild zur Unkenntlichkeit entstellt, das Heiligtum verwüstet, geschändet — was meint ihr, würden da nicht alle schönen Theorien vom Kriege uns als höllischer Hohn erscheinen? Würden wir nicht die Faust ballen gegen alle die, die Krieg wollen und Krieg machen? Würden nicht auch wir den Krieg empfinden als die bare, scheußliche Unmenschlichkeit und Gottlosigkeit? Und so überall, wo wir dem Krieg näher ins Gesicht schauen. Wo bleibt da das Große? Wir sehen, daß neben dem Kampf der Waffen einhergeht der Kampf der Lüge und der Verleumdung. Ist das etwas Großes? Ist die Lüge nicht Feigheit? Ist die Verleumdung nicht Gemeinheit? Kann eine Sache groß sein, die mit solchen Mitteln arbeitet? Und brennende Dörfer und Städte, herumirrende Waisen, geschändete Frauen — ist das etwas Großes? Nein, diese Herrlichkeit des Krieges ist eine dämonische Herrlichkeit. Nein, vor dieser Wirklichkeit des Krieges sinkt das kriegerische Ideal in den Staub. Der heutige Krieg ist es, der es stürzt, der es austilgt aus den Herzen Zahlloser, daß wenn dieser Krieg vorüber ist, auch sein Trug zerrissen, sein Rausch vorrüber ist und die Menschen rufen werden: „Weg mit dem Krieg! Weg mit der Kriegsverherrlichung! Vom Krieg wollen wir nichts mehr wissen, das sei vorbei!"

Das kriegerische Ideal sinkt dahin vor dem wahren Gott und dem wahren Menschen.

Es sinkt dahin vor dem wahren Gott. Der Gott der Schlachten, von dem heute so viel geredet wird, der Herr der Heerscharen, den man für die Kriegsheere in Anspruch nimmt, ist nicht der Gott, den ein zu wahrer Menschlichkeit erwachtes Menschenherz und Menschengewissen als solchen erkennen und verehren kann. Von dem wirklichen Gott kommt uns das Gebot entgegen: „Du sollst nicht töten!" Ob es einst auf steinerner Tafel geschrieben gewesen sei oder nicht, jedenfalls ist es auf die Tafel unseres Herzens geschrieben und wird von uns als göttlich erkannt. Das würden wir mit aller furchtbaren Deutlichkeit erfahren, wenn wir einmal das Unglück hätten, den Tod eines Menschen zu verschulden und sei's nur durch Unachtsamkeit. Gott will nicht Zerstörung, sondern Aufbau des Lebens, er will nicht Krieg, sondern Frieden.

Und wie vor dem wahren Gott, so fällt der Krieg dahin vor dem wahren Menschen. Den Krieg, den wirklichen, lieben kann man nur, so lange man noch nicht zum wahren Menschentum erwacht ist, oder wenn man dieses vergessen hat. Je mehr man weiß, was Mensch sein heißt, je mehr man jeden Mitmenschen als Menschen empfindet, auch den eines fremden Volkes, desto mehr wird das, was der Krieg verlangt, innerlich unmöglich, desto mehr wird das Töten des Krieges ein Morden. Dem wirklich Mensch gewordenen Menschen fällt die Waffe aus der Hand.

Darum sinkt das kriegerische Ideal zusammen vor Christus. Von ihm sagen wir ja, daß in ihm Gott und Mensch sich vereinigt hätten. Wie wir diese Aussage auch verstehen, dies Bekenntnis legen wir doch alle ab: der Gott, vor dem unsere Seele sich beugt als dem wirklichen Gott, das ist der Gott, der in der Reinheit und Güte Jesu Christi uns entgegentritt, der Mensch, vor dem wir in tiefster Ehrfucht stehen, ist der Mensch nach dem Bilde Ehristi. Und nun frage ich: wie besteht das kriegerische Ideal vor Christus? Lasset das Bild Christi vor uns aufsteigen in seinem Lichtglanz, und dann bringet Waffen herbei, blutbefleckte Kanonen und Bajonette, und verstümmelte Leichname — wo bleibt die Herrlichkeit des Krieges? Wird Christus nicht weinen ob dem Bild, das man ihm zeigt, wird sein Herz nicht noch einmal am Kreuze brechen? Wird vor ihm, dem göttlichen Menschen, nicht alle Pracht und Ehre des Krieges zunichte? — Und nehmet dann eine Gestalt, in der Christusgeist sich verkörpert, eine Krankenschwester oder einen treuen tapferen Arzt, die auf dem Schlachtfeld arbeiten. Lasset an ihnen einen mit Sieg und Ruhm gekrönten General vorüberreiten. Ich frage: wer von beiden ist größer, verehrungswürdiger? Die Antwort der Seele kann nicht zweifelhaft sein: vor dem wahren Menschentum, das das göttliche Menschentum ist, bricht das kriegerische Heldentum zusammen. Der Christusmensch ist größer als der Mensch, der im Kriege sich berauscht; das Kreuz hat das Schwert zerbrochen und es ist eine furchtbare Verkehrung der Wahrheit, wenn ein Kreuz der Lohn sein soll für Taten des Schwertes; das ist ein Stück der fortwährenden Kreuzigung Christi durch die Christen.

Darum tönt hoch über allem Klang der Heldenlieder das Wort: „Selig sind die Friedebringer, denn sie werden Söhne Gottes heißen". Die Söhne Gottes, das ist das neue Geschlecht, dessen Anfänger Jesus Christus ist, das sind die Vertreter göttlichen Menschentums. Das sind die Menschen, in denen an Stelle des tierischen Wesens mit seinem Machtdurst und Rachedrang, seinem Zornmut und Haßfieber der Geist mit seinen hohen menschlichen und übermenschlichen Zielen getreten ist. Diese Menschen sind bekleidet mit Größe; denn sie stehen zu Gott als freie Söhne und Mitarbeiter. Sie tragen in der Seele den Reichtum göttlichen Lebens. Vor ihnen leuchtet das Ziel einer erlösten Erde und einer erlösten Menschheit. Sie haben dafür gewaltige Kämpfe zu führen, sie haben dafür wichtige Arbeit zu tun. Sie kämpfen gegen das Dämonenreich des Lasters, der Lüge, der Finsternis jeder Art; sie arbeiten für ein Reich der Gerechtigkeit und Bruderschaft. Sie tragen lichte Zukunftshoffnung in der Seele. Im Lichte des Großen, das sie kennen und wollen, wird ihnen auch das an sich Unbedeutende groß. So sind sie überall vom Großen umgeben; überall ist ihnen das Leben bedeutungsvoll; jede Stunde trägt in sich Ewigkeitswert; überall tritt ihnen Aufforderung zum Heldentum entgegen und den Kampf gegen den Tod kämpfen sie jeden Tag.

Solchen Menschen, den höheren Menschen, die doch nur die wahren Menschen sind, kann das kriegerische Ideal keinen Eindruck mehr machen. Es ist ihnen viel zu klein. Es ist das Knabenideal der Menschheit. Aber wenn es einst ein gewisses Recht hatte, beginnt es nun wüst und roh zu werden. Darum macht solchen Menschen alles kriegerische Gepränge keinen Eindruck mehr. Waffenrock, Lanze und Gewehr, die Andere begeistern, tun ihnen weh, weil sie vom Töten, von roher Gewalt reden. Und das ist der Weg zur Ueberwindung des Krieges: das Hervortreten der Söhne Gottes. Das Reich dieser Menschen muß aufsteigen über Blut und Grauen. Es muß kommen, wie unser Dichter sagt, dem wir heute mit Absicht das Wort geben:

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde.

Der Dichter, liebe Freunde, lenkt uns durch seine Andeutungen zu dem zurück, wovon wir ausgegangen sind und führt uns damit zum Abschluß. Wir haben von der Größe des kriegerischen Ideals geredet, haben davor gewarnt, es gering zu schätzen. Wir wollten es nicht durch ein kleineres, ein weniger heldenhaftes Ideal ersetzen. Wir glaubten einzusehen, daß seine Macht nicht darauf beruhe, daß es dem Tierischen im Menschen entgegenkomme — was man ja, nicht wahr? annehmen könnte — sondern darauf, daß es das Bedürfnis nach dem Großen sättige, das in jedem Menschenkind lebe. Wenn dem so ist, so ist uns das Mittel gewiesen, womit wir die Macht des kriegerischen Ideals zerstören: wir müssen den Menschen dieses Große, das ihnen der Krieg auf seine Weise gibt, auf bessere Weise zu geben suchen. Wir müssen ihr ganzes Leben so gestalten, daß darin das Große Raum hat. Wir müssen vor allem ihre Arbeit so gestalten, daß sie nicht klein und seelenlos ist, müssen Geist und Leben, müssen hohe Ziele mitten ins Alltagsleben pflanzen. Wir müssen ihnen Gelegenheit geben und zeigen, hier Heldentum, Hingabe zu üben, sich als Glieder eines großen Ganzen stolz und freudig zu fühlen. Dann stirbt eine der tiefsten Wurzeln des Krieges ab, dann stirbt das kriegerische Ideal.

Vielleicht können wir die Wahrheit, die wir meinen, noch besser sagen: wir müssen das kriegerische Ideal auflösen, indem wir es erfüllen. Es ist im Kriegswesen Vieles, das wir nicht gerne verlieren möchten. Die militärische Uebung, die Geschlossenheit und Disziplin, die Fähigkeit, zu befehlen und zu gehorchen, das Ertragen von Mühsal und Entbehrung, die todesverachtende Tapferkeit — dies und vieles andere sind Dinge, die wir in

einer Menschenwelt ohne blutigen Krieg nicht entbehren möchten. Sie müssen nur in den Dienst eines andern Ziels gestellt und damit von Fluch und Grauen erlöst werden. Noch kühner möchte ich es sagen: auch wir wollen Krieg; nur Krieg auf einer höheren Stufe. Das Schwert bleibt auch uns wichtig, neben dem Kreuz: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Dieses Schwert gehört zum Kreuz — nur in einem andern Sinne, als man heute meint. Wir bedürfen der Schwertträger auch im Reiche Gottes. Nicht Zufall ist es, daß die meisten der großen Gottesmänner so gern in kriegerischen Bildern geredet haben, daß die Bibel, das Buch des Friedens, wiederhallt von kriegerischem Ton. Die Wahrheit, die Liebe, das Gottesreich führen Krieg. Sie bedürfen der Krieger. Sie bedürfen der Helden und zwar noch ganz anderer Helden als der Schlachtfelder, Menschen die noch ganz andere Schrecken aushalten können, und zwar ohne Rausch. Das war auch eine Ursache, Macht des falschen kriegerischen Ideals: daß unser Christentum so wenig Heldenhaftes, so wenig Aufforderung zum Heldentum in sich trug. Aber wenn es nun erwacht — und es erwacht gewiß! — wenn die großen Kämpfe des Gottesreiches beginnen, die sich vorbereiten, dann wird hier eine Bahn des Heldentums frei, die in den Seelen keinen Raum mehr läßt für die Sehnsucht nach einem andern. Dann ist der Krieg, der blutige, der nie ein heiliger heißen kann, aufgehoben in dem wahrhaft heiligen Krieg, dem Krieg, an dessen Ende auch steht, neben allem andern, die Erlösung vom Krieg — Freude, Friede auf Erden! L. Ragaz.

Kriegsgedanken eines Reichsdeutschen.

Eigentlich hasse ich den Krieg. Aber diesen habe ich seit Jahren gefühlt. Er mußte kommen, weil das Kräfteverhältnis sich verschoben hatte. Frankreich, Rußland, England hatten Weltstellungen inne, die der innern Berechtigung entbehrten. Die Kräfte reichten nicht aus, sie auszufüllen. Sie mußten sich auch finden, denn ihre Lage ist die gleiche. Sie gehören also innerlich zusammen in ihrem Haß, Neid und Großsprechen. Auch das Deutschtum mußte sich finden. Lange genug haben die Deutschen sich gegenseitig gestritten. Das Deutschtum mußte sich finden, wenn es von allen Seiten verleumdet und schließlich tätlich angegriffen wurde.

In solchen Zeiten hilft keine noch so große Friedensliebe. Wer sich nicht verteidigen wollte, der wäre seiner selbst nicht wert. Solche Kriege sind elementare Ereignisse. Völker schäumen über wie Vulkane. Dagegen kann man keine Friedenskongresse berufen. Am vorteilhaftesten für die Welt ist auch, wenn nicht eher Friede geschlossen wird,